

so wohl, daß ich sie Juge gönne, und sie ist so durchaus schuldlos.

„Aber selbstverständlich liebe Sophie, ich schlage vor, Sie gehen sofort nach Sonnenuntergang, dann, in den Gassen Ihrer letzten Straßen, ist die Gegend besonders malerisch. Reiterchen, Sie sind so freundlich und sagen Gebhard Bescheid.“

Das freundlich anheimelnde Wohnzimmer der Hausfrau nahm an die Tanten auf, es hatte ein Fenster mit erhöhtem Fensterbrett und eine hohe, breite Flügeluhr, die sich auf eine schöne, ganz vollstän- dig eingerichtete, blümen- geschmückte Veranda öffnete.

Der daneben liegende, vierstiege rundgebaute, helle Musiksaal mit dem hölzernen Deckenplafond, den trefflichen Bildern berühmter Komponisten, dem reichen, die Kunst und ihre Techniken darstellenden Preis erlösten Juge, die viel schöne Einrichtungen gesehen hatte, ein wahres Kleinod.

Und in diesen Räumen, bei dieser Frau wohnte das Lieb, das täglich neue Leid höchsten Schmerzes.

Juge mußte Angelika von Berlin berichten, sie hatte einst selbst dort gewohnt, vor mehr als zwanzig Jahren, und seitdem hat sich viel geändert.

Dann sangen die Cousinen: Juges heller, gutgeklunter Sopran paßte vorzüglich zu dem prächtigen Alt Sophies, und was diesem vielleicht an Schmelze fehlte, wurde durch ein ganz außerordentlich feines musikalisches Gehör und Verständnis ersetzt.

Angelika blätterte in den Noten.

„Ach!“ rief sie erfreut, „da haben Sie mir meinen Liebling mitgebracht: Weidelsohn, O ich ich auf der Erde dort.“

„Ach ist unser neuestes Studium, gnädige Frau,“ erwiderte Sophie, „sollen wir es singen?“

Frau von Sommered antwortete nicht gleich — sie kämpfte anscheinend mit einem Gedankengang. Dann sagte sie leise: „Ja — Sophie — singen Sie es mir.“

Und während Sophie, die auch sicher begleitete, am Flügel Platz nahm, Juge sich heimlich an die Klingel der Tür setzte, nahm die Hausherrin neben dem kleinen Weiser auf dem runden Esstisch Platz. Angelika rückte einen niedrigen Stuhl fort aus dem Bereich des Fensters, mehr in den Schatten des Saals, schmeigte ihre schlanke Gestalt hinein und beschattete die Augen mit der Hand.

Sie wohlbekannte Töne der Melodie und die wohl- bekannten Textworte klangen wider in der Seele der einsamen Frau und zauberten ihr, einer Kata Morgana gleich, jene Stunden vor ihr geistiges Auge, wo der Mann, der ihres Lebens Ziel und Inhalt war, dem jeder ihrer Gedanken, jede Regung ihrer Seele und ihr ganzes, tolles, neues Herz gehobte, dieses Lieb treuester und geliebtester Liebe ihr gesungen hatte.

„Und wir' ein König ich, und wir' die Erde mein — die Erde mein —“

Tu wärst in meiner Krone doch der schönste Stein — der schönste Stein —“

Sie abzuwenden wollte Angelika die Hände ausstrecken bei dieser Stelle — oh — wie sie diese Stelle kannte — und wenn der Mann ihrer Liebe auch keine Krone getragen hätte — in seiner Fürstentum — so hätte er sie oft gesagt — glänzte sie als kostbarster Stein —

Und mit den letzten, verhallenden Worten des Duettis zog ein langer, schmerzlicher Seufzer durch das stille Gemach. Aber nur einen Augenblick — dann erhob sich Angelika und streckte zum Tanz Sophie und Juge ihre Hände entgegen. „Nun ist's wohl genug für heute — ich danke Ihnen herzlich — diesen Abend meines Lieb-

lings liebes möchte ich mir nicht gern verschenden lassen.“

In der Tür erschien der junge Diener: „Gebhard meint, es wäre nun gerade Zeit zum Tanz,“ meldete er, „er wartet draußen mit den Schiffschiffen.“

Sophie und Juge gingen hinter zum Turmstübchen, Frau von Sommered, die Fortpflanzung und Produktion Reiter sogen vor, unten zu bleiben, da die vierhundert- stufige, recht schmale eiserne Wendeltreppe, die hinauf- führte, sie nicht lockte.

Die jungen Mädchen erklommen sie unter Scherz und Plaudern. Schon der Wind, den Juge jedesmal bei Wenden- dung der Treppe durch die schmalen Turmfenster hin- aus und hinüberwerfen konnte, entzückte sie, denn noch blieb sie einen Fuß größerer Liebererhöhung aus, als sie, endlich oben angelangt, den sicher und hoch umfriebenen Söller betrat.

Welch herrliches Landschaftsbild lag da vor ihr ausgebreitet!

Hin und wieder drang das Rellen eines Rundes ganz gedämpft zu den jungen Mädchen herauf, sonst Frieden und Stille rings umher, geheimnisvolle, schweigende Feiertagsruhe.

Sophie mußte die Cousine ermahnen, daß es Zeit zum Abstieg sei. Gebhard verschloß das Söllerfenster und bildete wieder die Spitze des kleinen Juges.

„Es ist wohl leichter hinunter als hinauf,“ meinte Sophie, „aber ich ziehe das Hinaufsteigen vor, nicht wahr, Juge?“

Juge war, als die erste, schon etwas weiter vor, aber sie hatte Sophies Worte doch verstanden: „Ich auch, Sophie — jetzt ist's nicht mehr lang — dann sind wir unten.“

Aber noch war das letzte Wort nicht verklungen, als drüben im Turmstübchen sich ein heilloses Stöhnen hören ließ, die aufstrebend ein wahres Freudengehörn aus- drücken sollte.

Zu demselben Augenblick antwortete ein Schrei, so ängstlich und verzweiflungsvoll, daß Sophie fast gelähmt vor Schrecken stehen blieb.

Das war Juges Stimme.

Und mit dem Schrei zugleich ein Stürzen, ein Poltern, ein Schreien, dumpfer Fall —

Sophie hastete den Rest der Stufen hinunter — da lag auf den Steinen des gemauerten Fußbodens, von Gebhards Arm gehalten, Juge, blaß — mit geschlossenen Augen — benommen, und — tief in eine Nische gedrückt, den starrten, toten Blick seiner blauen Augen auf die seltsame Gruppe richtend — hand hand Egon.

Gebhardt deutete mit der Hand, die er frei hatte, auf den Jüngling. „Hand Egon hat mich gesucht, ist Doktor Weber fortgelassen — hat wohl die Turmtür offen gelassen und durch seinen Preudenandruck, meiner ansichtig zu werden, das gnädige Fräulein erschreckt.“ — Sie hat jedenfalls eine der schmalen Stufen übersehen — Gott sei Dank, daß wir schon so weit waren —“

Sophie war vorläufig keines Wortes fähig, auch ihre sonst so entschlossene Art war durch den Schreck voll- ständig gelähmt.

Tu erschien — zu ihrer größten Enttäuschung — der Gärtner nebst seinem Gehilfen im Rahmen der Tür. „Hier Obert — sah mal mit mir das gnädige Fräulein vorläufig an, daß wir sie drüben zum Schloß kriegen — Tu, Hermann, reißt dem Junker gut zu und ver- suchst, daß Tu ihn in eine Wohnung bekommst oder wenigstens, bis Ihr Doktor Weber findet; die gnädige Frau wird einen sehr schönen Abend bekommen.“

„Ach, laufe voraus,“ rieferte Sophie, „Frau von Sommered und meine Mutter vorbereiten.“ Sie wollte

durch die schmale Tür das Freie gewinnen, da wurde das einfallende Licht durch einen Schatten verdrängt.

Angelika stand, wie Bergeweise — im Rahmen der Tür, und ihre zitternde Stimme fragte: „Was ist ge- schähen?“

Gebhardt, der mit dem Gärtner gemeinsam Juge jetzt auf eine von letzterem schnell aus dem Garten herbeige- holte Trage gelegt hatte, gab kurzen Bescheid.

Angelika sagte kein Wort — sie erbleichte jaß, dann trat sie auf die Gruppe zu, nahm den kostbaren Söller, den sie umgehängt hatte, ab, legte ihn zusammen und schob ihn Juge so behutsam als möglich unter das Köpf- chen: „So — Gebhardt — nun trägt das gnädige Fräulein ins Schloß — in mein Ankleidezimmer — ich komme sofort.“

Der Gärtnerherd: Hand schon zur Seite, als Frau von Sommered auf Hans Egon zuschritt, der sich, unbe- wußt irgend etwas Ungewöhnliches empfindend, ganz in die dunkle Mauertiefe gesunken hatte — Sie schied mit ihrer Garten, fühlte nach die blonden Haare aus seiner heißen Stirn und erbeute ihn beglückend zu: „Ach mit Hermann wieder hinaus — Hans Egon — siehst Du, Hermann nimmt sich mit — er wird Dir zeigen, wie groß die Birnen schon sind.“

Hermann, sonst nicht der Geisteslose, hatte mit einem Mal einen Augenblick. Er griff in die Tasche seines blauen Arbeitsmittels und brachte einen noch unreifen großen grünen Apfel zum Vorschein —

Hans Egon wurde aufmerksam, er nahm den Apfel in die Hand, schmeckte und schickte sich an, mit Hermann zu gehen.

„Sie bringen den jungen Herrn sicher zu Doktor Weber, nicht wahr?“

Hermann lachte über das ganze Gesicht, so erregte ihn sein Sieg und das Vertrauen der gütigen Herrin. „Aber gewiß doch, gnädige Frau, ich werd's dem Junker schon verständlich machen, wenn nicht, gehen wir erst in den Spohiergarten.“

Fortssetzung folgt.

Ein unbergegliches Erlebnis.

Erzählung aus der Zeit vor 100 Jahren von Emil Richter. 1. Akt.

Der ganze Jugendmut seiner 22 Jahre und eine über- mäßige Wanderlust regte sich in Friedrich. Mit frühlichem Jure begrüßte er am Eschthor die schäftig an ihrem Ertridzug arbeitenden Stadtsoldaten und freundlich er- widerte er die Grüße der ihm auf der Landstraße bege- gneten Landleute und reisenden Handwerksburschen. Es war ein wundervoller, klarer Herbsttag. Die Wälder prang- ten in allen Farben, vom dunklen Grün bis zum hellsten Gelb und fastesten Dunkelrot, wolkenlos wölbte sich der blaue Himmel über der Erde. Friedrich ließ seinen Brau- en in Schritt fallen und blinnte ein munteres Kitzeln an. Wie herrlich war es doch, in die weite Welt hinaus zu ziehen.

Sein erstes Radfahrquartier bezog er in einem Land- städtchen an der böhmischen Grenze. Der von ihm gewählte Gasthof war nicht elegant noch fröhlichen Begriffs, aber sauber, die Speisen und Getränke gut bürgerlich. Bis in den späten Abend hinein sah er am Stammtisch der Bürger und erzählte den Stammesbrüdern von den Großtaten Napo- leons, dem aufgehenden Stern des Jahrhunderts, der in jenen Gegenden, die einige Jahre später den Gewaltigen in eigener Person als Weibel der Kaiser erblicken sollten, noch wenig bekannt war. Am anderen Tage er- erlebte er die Geschichte seines Hauses mit der ihm eigenen

Gewissenhaftigkeit und dann ging die Reise weiter. Über- all wohin er kam, wurde der stattliche junge Mann freund- lich aufgenommen. Er schloß Bekanntschaft mit allen Händen ab, knüpfte neue Beziehungen an und war mit sich und seinen Erfolgen recht zufrieden.

Er besand sich jetzt im Anfang des Böhmerwaldes. Die bisher freundliche Landschaft wurde erdruher, höherer- Bergaus und bergab ging es, bald durch grobhartige Fels- partien, bald durch endlos scheinende justere Wälder. Friedrich war soeben in einen dunklen Fichtenwald einge- ritten. Nichts regte sich um ihn her, nur das ein- zönige Klippen der Spekte und zuweilen der heilere Schrei eines Raubvogels ließen sich hören. Unwill- kürlich dachte er an die Schauererzählungen von den Wäldern, die in diesen Gegenden haufen sollten und von denen ihm die Stammtischgespräche in den letzten Radfahrquartieren nicht genug zu erzählen wußten. Für alle Hölle loderte er die in den Gatteltassen bedeh- enden Pfeifen. Da hörte er plötzlich Hufschlag hinter sich. Er griff nach den Reußen, doch gleich darauf schante er sich der suchsam an Angst die ihn beschleichen wollte. Die Pfeifen blieben an ihrem Ort, er hielt sein Pferd an und ließ den fremden Reiter näher kommen. Dieser war ein junger Mann, der einige Jahre mehr zählen konnte als Friedrich. Der Fremde, aus dessen länge- schautenem Gesicht zwei dunkle Augen strahlten, ritt einen feurigen schwarzen Perseus. Gefleckt war er in einen grünen, mit Eckzähnen verzierten Sammetrock, Reit- hosen und Stulpschleien, er mochte den Eindruck eines Radfahrers aus der Umgegend. Als er Friedrich er- reichte hatte, hielt er sein Pferd an, grüßte höflich und bot dem Radfahrer an, ihn zu begleiten. „Es kann für Sie von Nutzen sein, mein Herr,“ sagte er mit tiefer, wohlklingender Stimme. „Man kann sich in diesen Wäldern leicht verirren. Bis doch ich, des Landes kundig, heute auch in die Fere getreten und muß halt in meinem Gutshaus in einer etwa 2 Meilen von hier entferntem Schenke übernachten. Auch Ihnen würde ich raten, dort Halt zu machen, denn bei einbrechender Dunkelheit wird das Reisen hier gefährlich. Die Wälder stehen voll läss- lichen Geschehens.“ Friedrich nahm die angebotene Be- gleitung des Fremden, der sich Robinski nannte, und sich als ein unterhaltender Gesellschaftler erwies, dank- bar an. Offenherzig erzählte er dem Radfahrer, daß er für ein weippiger Haus reife und gute Geschäfte ge- macht habe. Noch einige Tage habe er zu tun, dann ge- denke er in die Heimat zurückzukehren. Robinski er- zählte dagegen, daß er in der Umgegend ein statt- liches Gut besitze. Heute morgen habe er sich bei der Verfolgung eines Wolfes, die in dieser Gegend zu Pferde und mit Pfeilen gejagt würden, verirrt und sei nun gezwungen in der vorher erwähnten Schenke, deren Wirt ihn als zuverlässig bekannt sei, die Nacht zu ver- bringen. Es sei nicht unmöglich, daß sich noch mehrere Gutbesitzer dort einfinden würden, denn häufig habe die Schenke für solche, wenn sie sich auf der Jagd verirrt oder verspätet, das Absteigerquartier. Bei munteren Gesprächen verging die Zeit wie im Fluge und als es zu dümmern begann, sah er das einsame Wirtshaus, ein ziemlich großes Gebäude mitten im Walde vor sich liegen. Das Haus, das gänzlich schwarz angestrichen war, machte einen unheimlichen Eindruck und der Wirt, ein kleiner dunkler Kerl, der beim Herannahen der beiden Reiter in die Tür getreten war, sah auch nicht ver- trauenerwendend aus. Ein unangenehmes Gefühl hing in Friedrich auf, aber wenn er auf seinen Begleiter blickte, der durchaus vertrauenswürdig ansah, schante er sich seines Argwohn Robinski wurde von dem Wirt, der sich der Pferde der Reisenden annahm, in böp-